



Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Jan, mein Sohn. Wie dankbar mußt du Gott sein, daß er dir mich als Führer und leidlichen Schutzengel, sozusagen, gegeben hat. Wenn ich nicht im Hause bin und du weißt daß ich der enthaltfamsten Menschen einer bin, ein immerwährend und leuchtend Vorbild für dich, so sehen meine Augen dort eine recht wohlgewachsene Sprossenleiter von einiger Länge. Aber sieh selbst zu, Jan. Auch du siehst sie, nicht wahr, und nun folge mir; laß das Licht brennen. Frau Josepha schläft nicht nach dem Pöse heraus? Rein. — Also gut. Und nimm deinen Degen, aber zerbrich ihn nicht zwischen den Beinen. — Lebwohl, trauliche Klausen, du Muschelschale, in die ich mich barg, du Zuflucht der stummen Freuden. Vale, vale. Et nunc: procedamus in pace.“

Es schlug elf, als sie auf dem finsternen Höfchen standen. Es wurde nichts gesprochen. Sie setzten die Leiter an das niedrige Stallgebäude und stiegen auf das Dach. Ein Ziegel rasselte herunter und zerknallte im Hof. Sie blieben auf dem geneigten Dach liegen, ohne sich zu regen. Endlich wagten sie es, die Leiter nachzuziehen und auf der anderen Seite herunterzulassen. Dort lief eine enge Gasse hin, in der kein Licht schien. Vorsichtig stiegen sie hinab.

„Der Drache ist überlistet, o Jan,“ sagte Jose Maria. „Westehe, daß es unrecht von dir war, zu verzweifeln!“

Und sie setzten ihren Weg munter und zuversichtlich fort.

Es war noch nicht ganz die verabredete Zeit, als sie das schwarze Kreuz, von dem Griet gesprochen, an der Gartenmauer fanden. Sie verhielten sich still und lauschten auf jedes Geräusch. Endlich schlug es Mitternacht. Groß Sankt Martin sang frohend und mistönig das Lied über die schlafende Stadt hin:

Du Fürst und König, Kaiser du,
Auch dein leht Stündlein naht herfür.
Sorg, daß du sterbst in guter Ruh,
Und sich dir öffn' die Himmeltür.
Daß Satan nicht werf' dein Gebein
Als bald in bittere Höllenpein.

Als der letzte Ton verhallt war, hingen zwei starre Augenpaare an den überragenden Zweigen des großen Birnbauums fest. Aber nichts regte sich. — Also warten wir ein wenig.

Die Nacht war kalt. Gedämpft, aber seltsam deutlich, hörte man das dumpfe Klauschen des Rheines. Irgendwo rief ein Kläuschen. Die beiden Freunde lehnten sich an die

Mauer. Das Mordkreuz erhob über sie seine schwarzen Arme.

Eine Viertelstunde verging. Da flüsterte Jan leise und mühsam, denn seine Rippen bebten vor innerlicher Bewegung:

„Hilf mir. Ich muß wissen. Ich will hinüber.“

Jose Maria krümmte den Rücken, Jan stieg hinauf, den Degen zwischen den Zähnen, faßte die Kante der Mauer und zog sich empor. Er starrte in undurchdringliche Finsternis. Eine Angst überfiel ihn.

„Warte hier,“ raunte er zurück und verschwand im Geäst des Baumes.

Es dauerte nicht lange, so war er zurück. Mit einem Satz war er unten.

„Sie sind fort!“ leuchte er, „die Fenster stehen offen, alles ist finstern, kein Mensch ist da! Der Walfisch hat sie verschluckt!“

„Hallo!“ sagte der Abbe und wurde lebendig. „Jetzt wird das Spiel interessant. Komm. Zuerst müssen wir feststellen, ob sie wirklich fort sind. Wir klopfen an das Haupttor, das an der anderen Seite liegen wird. Deffnet man nicht, so wissen wir Bescheid. Deffnet man, so bin ich ein Priester, der zu einem Kranken gerufen ist und sich in der Tür geirrt hat.“

Sie fanden das Tor. Sie klopfen, daß es durch die Gasse schallte. Sie klopfen unaufhörlich, Jan in ohnmächtiger Wut.

Gegenüber in einem kleinen Hause wurde es hell. Der Abbe trat heran und pochte. Ein Fensterladen öffnete sich spaltbreit. Er sei in jenes Haus gerufen, sagte Jose Maria, und jetzt öffne ihm niemand. Eine Geisterstimme antwortete ihm, daß um acht Uhr etwa, ja, etwas vor acht Uhr, eine Reisefutsche vorgefahren sei. Eine Dame habe man hineinheben müssen, zweifellos war sie krank. Und dann fort und zwei Reiter hinterher.

Der Abbe dankte und er und Jan sahen sich an. Jan tobte:

„Vorwärts zum Ulretor. Zu Hof. Und dann müssen wir aus den Mauern heraus und wenn ich die ganze Torwache zusammenhauen soll.“

Ihre Pferde standen bereit. Sie schwangen sich mit Hilfe der Stallknechte in den Sattel, und da die Klüchtlinge sicherlich die Straße nach Paris eingeschlagen hatten, ritten sie zum Gercontor. Der Abbe bedeckte seinen Degen mit dem Mantel und ritt an die Schildwache heran.

„Höre, guter Freund,“ sagte er, und hielt einen Goldgulden hoch. „Ist hier eine Reisefutsche durchgekommen, mit zwei Kavaliern zu Pferd dabei?“

Der Soldat machte große Augen nach dem Goldstück und sagte:

„Ja, so vor Stüder vier Stunden, meiner Treu.“

Jose Maria gab ihm den Goldgulden und zog einen zweiten:

„Hör du. In der Kutsche war meine Schwester. Ein Schurke hat sie verführt. Mach uns das Tor auf.“
„Gottvater im Himmel, ehrwürdiger Herr, das geht nicht!“

„Zwei Goldgulden, Kerl!“

„Herr, sie hängen mich auf.“

„Und ich erstehe dich,“ leuchte Jan und zog.

„Zwei Goldgulden,“ sagte der Abbé.

Der Soldat schwiigte vor Angst. Aber schließlich winkte er. Sie ritten vorsichtig nach. Da war eine Ausfallspforte, die der Soldat aufriegelte. Sie sahen den Wallgraben vor sich.

„Er ist nicht tief,“ sagte der Wächter. „Aber hört, bei jenem Wagen waren zwei Kavaliere und zwei Knechte; sind vier. Und ihr seid nur zwei.“

„Gott ist mit uns,“ rief der Abbé. Die Pferde stiegen abwärts, patschten langsam durch das Wasser, das ihnen nur bis zum Knie reichte, und kletterten die Wallböschung empor.

Jan stieß einen leisen Ruf des Jubels aus. Vor ihnen lag die Landstraße nach Paris. Sie setzten ihren Gäulen die Hacken ein und in scharfem Trabe ritten sie durch die Nacht.

3. Kapitel.

Ein Galgen wird aufgerichtet.

Sie trabten eine halbe Stunde schweigend voran. In dem tiefen Bege sanken die Hufe fast lautlos ein. Nur die Sattelleider knarrten und wenn einer der Gäule den Kopf warf, klirrte die Kinnfette. Jan, der noch nie ein Pferd zwischen den Beinen gehabt hatte, hielt sich am Sattelknopf fest. Aber er würde sich gewaltig geschämt haben, wenn das José Maria gesehen hätte, wozu bei der dicken Finsternis allerdings keine Möglichkeit war. Bei dem gleichmäßigen „Trab—Trab, auf und ab“ des Gauls, fand er sand er bald heraus, wie er sich halten mußte. Seine ein wenig krummen Beine (ein ganz wenig krumm nur, denn er konnte sehr böse werden, wenn jemand seine Beine schlecht hin krumm nannte) saßen den Pferdeleib wie eine Fange und bald stützte er nur die eine Hand auf den Sattelknopf, dann zwei Finger und wurde zuweilen sogar so kühn, die Hand gänzlich loszulassen, bis er plötzlich wieder nach vorn schoß, wenn ein Loch im Wege (und daran war kein Mangel) den Gaul stolpern ließ.

„Jan,“ sagte der Abbé und drängte sein Pferd heran. „Sie haben vier Stunden Vorprung. Wenn wir ihnen näher kommen wollen, so müssen wir unseren braven Hengsten ein wenig göttlich zureden, damit sie Galopp gehen. Halt dich fest.“

Jan's Gaul machte plötzlich einen verzweifelten Satz, denn José Maria hatte ihm mit der flachen Klinge herzhaft ein paar übergezogen. Festhalten, festhalten, Rang es in Jan. Die Steigbügel freilich hatte er verloren, aber die Reitgänge hielt fest. Sei, wie die Nachtlust vorbeisaupte, wie die Bäume flogen! Die Pferde stießen bei jedem Sprung einen Schnaufer aus; Sand und Erde sprühte umher. Wie die Dorfköter heulten, als die Jagd zwischen niedrigen Hütten hinging, Kabaster, Kabaster!

Und so, zwischen zwei langen Galopps immer eine kurze Strecke Schritt, bei der die Gäule mit den Rüstern am Boden schnoberten, ging es stundenlang. Allmählich begann Jan das Gefühl in den Beinen zu verlieren, der glatte Sattel schien ihm ein Stachelstuhl zu sein und José Maria ritt immer schweigend weiter, ohne Jan einmal zu fragen „Geht es noch?“

Uebers flache Land scholl das Rausen der Pähne. Ein häßliches unsauberes Graun begann die Lust zu erfüllen. Ein leichter Wind machte sich auf, unter dessen Wehen die Äpfel der Bäume sich bewegten.

Galopp! Jan biß die Zähne zusammen. Galopp!

Die Pferde stolperten; man sah ihr Fell dampfen in der weißlichen Dämmerung. Und der Tag kam fast unmerklich. Nebel stand rings um die enge Welt, die die Blicke der Reiter ermäßen. Irgendwo aus dem Nebel her klang das Rauschen eines Baches. Aber plötzlich begannen Schleier zu wehen, zu flattern, zu zerreißen. Mit glühenden Lanzen nach die aufgehende Sonne in die regellose Flucht, und plötzlich lag das Land frei, über dem, dicht am Horizont, eine kalte, bligende Sonne stand. Im Süden schlangen sich die weiten Linien schwarzblauer Berge hin und vor ihnen standen Türme, deren Knaufe und Kreuze in der Sonne blitzten.

„Das ist Jülich, Jan,“ sagte der Abbé und nahm sein Pferd zurück. „Guten Morgen, Jan. Es war eine etwas unruhige Nacht, Jan. Danken wir Gott, daß sie vorbei ist.“

Und während die Gäule mit fliegenden Weichen und zitternden Knien den Kopf hängen ließen, faltete José Maria die Hände und Jan tat es ihm nach.

„Amen,“ sagte Jan, und seine Zähne klapperten vor Schmerz, Müdigkeit und Kälte. „José Maria, ist es noch weit bis Paris?“

„Nach Paris?“ antwortete der Abbé und unterdrückte ein Sähnen, „weit ist es nicht mehr, edler Freund. Morgen ist Reminiscere. Am Sonntag Judica könnten wir, wenn uns Gott beisteht, in Paris sein. Aber ich denke, wir haben keine Schöne schon vorher und dann sind es nur fünf, sechs Tage, bis wir in Flandern sind.“

„Faderbombenundstöh!“

„Denn hier sind wir noch auf Kurkölnner Gebiet, Jan. Und wenn ich meine Meinung sagen soll, so schlage ich vor, dem Wagen zu folgen, bis wir nicht mehr Gefahr laufen, bei einer raschen Tat von kurfürstlichen Truppen ertappt und gehängt zu werden.“

Jan sah sich hilflos in der Landschaft um, die in der aufsteigenden Sonne sich zu erwärmen begann.

Langsam schritten die Gäule auf die Stadt zu. Vor einer ärmlichen Schenke, noch einen Steinwurf vom Tore entfernt, stieg José Maria ab. Jan rutschte aus dem Sattel und stand taumelnd, mit gepreßten Zähnen da. Ein altes Weib trat aus der schwarzen Steinhöhle und nahm die Pferde beim Kopf. Drinnen brannte in einem schmutzigen Kamin ein Feuer.

„Schaff roten Wein her, alte Here,“ knurrete Jan.

„Ja, schöner Herr,“ sagte das Weib und knistete.

Als der Wein in der Pfanne über der prasselnden Flamme zu dampfen begann, fragte José Maria nach dem Reisewagen, der hier vorbeigekommen sein mußte. Ja, ein Reisewagen sei vorbeigekommen; sie hätte die Böden aufgestoßen, als er vorbeirollte. Eine Stunde möge es her sein. Ein feiner Kavaliere, der am Schläge ritt, hätte sie nach dem Kloster gefragt. „Wenn Ihr unser Klosterhohen meint, gnädiger Herr,“ habe sie erwidert, „so müßt Ihr durch die Stadt. Zur Linken seht Ihr es liegen.“

„Hach!“ — Jan wollte hochfahren, aber seine Zähne zerbißen ein wildes Stöhnen, das ihm die wütenden Schmerzen in den Beinen entpressen wollten.

Der Abbé klopfte ihn auf die Schulter.

„Reiß dich mit Branntwein ein, Jan. Es wird ein wenig brennen, aber du kannst das alles dem Monju Durante auf die Rechnung schreiben. Und ruhe dann. Ich geh' nach dem Kloster.“

Wenig später hatte José Maria ein langes Gespräch mit der Pförtnerin des Klosters, mit dem er vorsichtig auf die Frage lossteuerte, ob jener Herr Durante noch im Kloster sei. — Sie wußte von keinem Durante etwas. Herr Durante hätte ihm, José Maria, bei der Abreise in Köln gesagt, daß er mit den Damen in Klosterhoven absteigen wolle. Er solle so schnell als möglich nachkommen, um die weitere Begleitung zu übernehmen. — „Ah, die Fräuleins meint Ihr? Und der Kavaliere mit dem schwarzen Spitzbart war Herr Durante?“ Hätte sie gleich gedacht, daß der Herr ein Spanier oder so etwas sein müsse. — „Nein, Herr Durante ist nicht mehr im Kloster. Die jungen Fräuleins haben nur einen Umbiß genommen. Frische Pferde vor den Wagen und fort.“

„Also fort,“ sagte der Abbé vor sich hin. „Und hat keine Botschaft hinterlassen? Da ich ihm doch folgen muß?“

„Wartet ein wenig, ich werde die ehrwürdige Mutter fragen.“

„Par le sang du Seigneur,“ zischte José Maria. „Antwortet endlich, wann er fort ist und wohin.“

„Heilige Anna, wer seid Ihr doch! Auf Gemühd zu, keine Stunde ist's her! Ich laufe schnell zur Mutter Aebtissin.“

Lauf du nur, dachte der Abbé und eilte in die Schenke zurück.

Jan lag auf einer Strohschütte und schnarchte mit offenem Munde und tiefer Inbrunst.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Haffke.

Novelle aus Preußen von Fritz Mac (Erjact).

So war Bernhard Haffke: auf einem kurzen, massigen Körper sah ein mächtiger Kopf. Der harte Schnitt des Gesichtes wurde durch das Licht aus den seltsam blanken Augen gemildert und um den schon etwas eingefallenen Mund suchte es häufig wie Wetterleuchten über einem stillen See. Die ganze edige Erscheinung wirkte wie ein morriger, wetterharter Weidenstrunk.

Bernhard Haffke war siebzig Jahre alt; man nannte ihn den alten Haffke zur Unterscheidung von seinem etwa dreißig Jahre jüngeren Sohn. Aber wer ihn, den Pflug in der Faust, stundenlang hinter dem schweren Adergaul traben sah, mochte ihm sein patriarchalisches Alter schwer glauben. Im übrigen war der alte Haffke ein Philosoph, der über vielerlei nachgedacht, manches gelesen und über alles seine eigenen Gedanken hatte.

Oft geschah es, daß man ihm seine ungebeugte Rüstigkeit neidete. Dann straffte sich seine Gestalt noch mehr als sonst, und mit einer Stimme, in der aufmerksame Zuhörer die leisen Untertöne eines naiven Stolzes vernahmen, antwortete er dann: „Auf eigenem Boden ist die Lust gefünder als anderwärts, und selbstgebautes Brot nährt besser.“

Auf eigenem Grund und Boden leben und schaffen, das war ihm Zweck und Sinn des Daseins. Er hatte noch die ursprüngliche Eingabe des Bauern an die Scholle und den gesunden Stolz des selbstigen Besitzers.

Obwohl der alte Haffke die Wirtschaft längst dem Sohn übergeben hatte, arbeitete er noch wie dieser, von früh bis spät. Er stand mit den anderen um vier Uhr morgens auf und am Abend ging er mit ihnen heim. Der junge Haffke und die Frau stellten ihm von Zeit zu Zeit immer wieder einmal vor, daß er doch gar nicht nötig habe, sich so zu plagen. Der Alte sagte darauf nur: „Wenn ich nicht mehr arbeite, lebe ich nicht mehr.“ Er war von dieser Anschauung so tief durchdrungen, daß er sich auch bei Anfallen körperlichen Unbehagens keine Ruhe gönnte: „Man darf seiner Natur nicht nachgeben. Sie tut immer das, was man von ihr verlangt, wenn man sie ans Gehorchen gewöhnt hat.“ Das war die oberste Lebensregel des alten Haffke.

Eine Schwäche, die im Grunde schlecht zu ihm passen wollte, hatte der sonst so energische alte Mann freilich auch; er war wanderförmig. Nur schwer und nur bei ganz wichtigen Anlässen vermochte man ihn dazu zu bewegen, bis in eines der nächstgelegenen, kaum eine Stunde entfernten Dörfer mitzugehen. Wegen das Reisen mit der Eisenbahn aber hatte er eine beinahe krankhafte Abneigung. An den Fingern einer Hand konnte er herzföhnen, wie oft er drüben in der kleinen Bohntation war. Es schien, als sei er mit der heimatischen Erde durch geheime zauberhafte Fäden verbunden. In einer fremden Umgebung verlor er sein sonst nur schwer zu erschütterndes Gleichgewicht; er wurde unsicher, wankend und mißtrauisch. Er kam sich dann selbst vor wie ein entwurzelter Baum.

„Das ist mit dem Menschen nicht anders wie mit Pflanze und Tier,“ erklärte er, wenn man ihn ob seiner Schwäche aufzog. „Nichtig gedeihen wir nur auf dem Boden, in dem wir gewachsen sind. Die Verge baut im Feld und der Star auf den Bäumen. Sie werden's nie anders machen.“ Zu anderen Malen pflegte er auch wohl das zu sagen: „Die Luft der Heimat ist für uns, was der Blume die Sonne ist. In der Fremde lebt der Mensch wie im Schatten, und wo Licht und Wärme fehlt, da gibt's keine rechte Kraft und blasse Farben. Im ungewohnten Boden gehen die Wurzeln nicht tief.“

Der Pastor nannte ihn einmal einen „Fanatiker der Scholle“ und der alte Haffke hatte es gar nicht ungern gehört. — — —

Es war gegen Ende Juli. Der Sommer war heiß und trocken gewesen, und die Frucht bog sich segenschwer auf den Halmen. Die Haffkes begannen mit der Einbringung der Ernte. Der junge Haffke sah mit gerunzelter Stirn, wie sich der Vater abraderte. Schließlich kam ihm der Unwille auf die Zunge. Der Alte fuhr hart dagegen. „Vorläufig mußt mich schon noch für voll nehmen. Ich mach mein Teil, sorg' du für deins.“ Und die Arbeit ging weiter.

Da fuhr aus den schon wochenlang über Europa dräuenden Wetterwolken der Blitzstrahl nieder; der Krieg war erklärt.

Der junge Haffke rückte als Landsturmmann schon in den ersten Tagen ins Feld.

„Sorg' dich nicht, wir zwingen's auch ohne dich.“ Mit diesen Worten nahm der alte Haffke Abschied von dem Sohn. Dann ging er wieder an die Arbeit. Er schaffte für zwei, so daß man nur um einen Tag später fertig wurde, als man gehofft.

Man hatte eben die Last des letzten Wagens in der Scheune untergebracht, und Haffke zündete sich zufrieden die Pfeife an. Da stellte sich der Amtsdienner mitten in die Straße, schwang die Ortsschelle und verkündete, die Kosaken seien im Anzug. Den Bauern wurde geraten, Frauen, Kinder und das Vieh in Sicherheit zu bringen.

Haffke fuhr noch am gleichen Abend die Sohnsfrau und seine zwei Enkel zur Bohntation hinüber, von wo sie nach Danzig weiterreisten. Er selbst kehrte wieder um.

„Ich bleib' daheim; einer muß das Haus hüten.“ Er verbarnte bei diesem Entschluß, als schließlich auch noch die Männer des Dorfes, durch Gerüchte über Gräueltaten der Kosaken erschreckt, Haus und Hof verließen.

„Wenn's schon sein soll, will ich auf meinem Boden sterben.“ Und Haffke blieb mit einigen wenigen als Wächter des Dorfes

zurück. Er verrichtete seine Feldarbeit wie gewöhnlich und fing schon an, sich über die vorzeitige Flucht der Nachbarn zu ärgern, da tänte eines Abends, als er sich gerade auf den Heimweg begeben wollte, Herdegetrappel von der Landstraße herüber.

Die Kosaken!
Der alte Haffke hatte noch kaum Zeit gehabt, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, als die Russen, vier wild ausschende Herde mit struppigen Bärten, auf kleinen, sinken Pferden, zu ihm überritten.

Der Führer der Patrouille fragte ihn in gebrochenem Deutsch, ob deutsche Soldaten im Dorfe seien und befahl ihm dann, sie in den Ort hineinzuführen. Unterwegs erkundigte er sich noch, ob Vieh im Dorfe sei.

Haffke erschrak.
„Wir werden bezahlen alles mit gute russische Rubel,“ schrie einer von den Kosaken.

Unter dessen waren sie am Eingang des Dorfes angekommen.

„Dein Haus,“ schrie der Führer der Patrouille.

Haffke wies mit zitternder Hand auf sein Besitztum.

„Wo sein Stall?“

Die Kosaken stiegen jetzt ab und ließen sich in den Stall setzen. Als sie darin eine Kuh und zwei Ziegen bemerkten, wibereten sie vor freudiger Ueberraschung. Einer band sofort die Kuh los, und der Führer trat vor den Besizer hin.

„Hier ist zweihundert Rubel für Kuh.“

Haffke drohte umzusinken. Mühsam machte er den Kosaken verständlich, daß er das Tier für die Wirtschaft benötige und bat, ihm die Kuh zu lassen.

Der Kosakenführer schüttelte energisch den Kopf.

„Wir brauchen Kuh notwendig.“

Haffke deutete verschüchtern auf die Ziegen.

„Wir wollen wir Kuh, nicht Bod. Hier ist zweihundert Rubel! Da fahren uns zurück in Ort. Vorwärts!“

Haffke sah ein, daß er gehorchen mußte. Wie gebrochen schleifte er sich neben der guten alten Hesel her. Die Kosaken ritten abwechselnd voraus oder hinterher. Als sie endlich am Ziel waren, bemerkte er, daß der ganze Ort von den Russen besetzt war.

Nachdem er von dem Führer entlassen worden, machte er sich, noch immer betäubt von dem Erlebten, auf den Heimweg. Er schlug einen kürzeren, quer über die Felder führenden schmalen Fuhrpfad ein.

Das war also der Krieg! Und die Kosaken waren der Feind! Was würde erst werden, wenn die Russen weiter hereinkamen ins Land? — — —

„Halt!“

Aus dem Dämmer, das geheimnisvoll und undurchdringlich über den Wäldern schwebte, lösten sich zwei Gestalten.

„Wer sein du? Wo kommen her?“

Der alte Mann zitterte vor Schreck am ganzen Leibe; er vermochte kein zusammenhängendes Wort hervorzubringen.

„Spion verrücktes!“

Die Augen des Russen rollten vor Wut. Dann packte er den Gefangenen mit derbem Griff am Arm, der andere sagte Haffke am Kragen, und so schleiften sie den vor Aufregung schlatternden Mann eine Stunde lang über die Stoppelfelder, bis sie endlich in ein Dorf kamen, das ebenfalls von russischen Soldaten wimmelte.

Haffke konnte nicht erkennen, wo er war, da es inzwischen völlig dunkel geworden war. Man führte ihn vor einen Offizier, der deutsch sprach. Er wurde durchsucht und die zweihundert Rubel wurden ihm abgenommen. Seiner Erklärung, wie er zu dem Gelde gekommen, glaubte man nicht. Ein Soldat band ihm die Hände auf den Rücken und schob ihn auf einen Wagen, der gerade losfahren wollte.

Die Fahrt dauerte etwa zwei Stunden. Ueber Haffke war eine stumme Ergebung in sein Schicksal gekommen. Als man ihn aussteigen ließ, sah er nur flüchtig, daß er jetzt in einem größeren Städtchen war. Wieder kam ein Offizier, verhörte ihn und sagte dann unfreundlich: „Wir werden unterjuchen!“

Dann wurde Haffke ins Gefängnis geführt. Es war eine sehr schmale, niedere Zelle, in der ein muffiger, abler Geruch herrschte. Das einzige, winzige Fensterchen, mit Eisenstäben vergittert, war verschlossen. In der Ecke lag ein mit Stroh gefüllter Sack, dem ein widerlicher Gestank entströmte.

Haffke war völlig erschöpft. Er ließ sich auf den Steinplatten des Fußbodens nieder. Aber bald stand er wieder auf. Die ungewohnte Enge des Raumes bedrückte ihn. Die Luft war hier so dick, daß er kaum atmen konnte. Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. Er fürchtete, zu erstickn.

Als der Wärter, ein Soldat, am Morgen kam, um ihm eine bünne Suppe zu bringen, hatte Haffke noch kein Auge zugegan. Das Essen, das in einer vor Schmutz starrenden Schüssel schwamm, berührte er nicht.

Der Druck auf der Brust wollte nicht weichen. Er ging in der schmalen Zelle hin und her und atmete in tiefen, schweren Zügen. Als er endlich gegen Abend vor Müdigkeit eingeschlummert war, träumte ihm, die Wände der Zelle kämen auf ihn zu und drohten ihn zu erdrücken. In Schweiß gebadet, erwachte er. So oft er auf kurze Zeit die Augen schloß, immer ließ ein qualender Traum

ihn jäh aufwachen. Am häufigsten schlief er im Schlaf, wie jemand auf seiner Brust ruhte und ihm die Kehle zuschnürte.
 Das ging so Nacht für Nacht. Gelesen hatte er noch immer so gut wie nichts, da ihn vor den Speisen ekelte.
 Am vierten Tage wollte ihn der Wärter zur Sitzung vor das Kriegsgericht führen. Daffte war jedoch zu schwach, er konnte nicht mehr gehen. — Stumpf und teilnahmslos lag er auf dem Strohsack. Den üblichen Geruch empfand er nicht mehr.
 Nach einer Weile kam ein Kosak in die Zelle, betrachtete den Gefangenen, nickte und verschwand wieder.
 Eine Stunde später kam der Befehl, den Deutschen freizulassen. Das Kriegsgericht hatte ihn für nichtschuldig befunden.
 Der Gefängniswächter trat in die Zelle und rief dem auf dem Boden liegenden alten Manne die Botenschaft ins Ohr.
 Der alte Daffte hörte sie nicht mehr. Er war tot.

Vermischtes.

* Ein General-Original. Von einem österreichischen General v. W., der Sonderling von Natur war und der täglich seine Pensionierung erwartete, wird folgende brotlige Geschichte aus der guten alten Zeit erzählt: In seinem Bestreben, die ihm zuzuschreibende Anerkennung des Hofindependen möglichst lange hinauszuschieben, hielt er in seiner Wohnung große taktische Manöver ab, wobei der Bediente, der Reitknecht und die Köchin je ein Regiment „markierten“. Die Tische waren Stellungen, die Stühle Drillscharen, die Kunsteyische Musikanten. Er überschritt die einen unter dem feindlichen Feuer, verteidigte die anderen heldenmütig, nahm die dritten im Sturm, sprengte im Galopp hin und her und schwitzte Blut. An der Wand hing ein Bild des alten Kadeysch, dem sein armer verrückter Kopf Leben lieh; er bildete sich ein, der Feldmarschall sehe als oberster Manöverleiter zu, und für ihn hänge alles davon ab, dessen Zufriedenheit zu erringen. Er stellte sich unter das Bild und sprach sich selbst im Namen des alten Herrn an; änderte dann seine Stellung und antwortete im eigenen. Hatte ihn der Feldmarschall gelobt: „Bravo, W.! Das haben Sie gut gemacht!“, so war er für den Tag der glücklichste Mensch. An bösen Manövertagen aber verrieth er sich unerbittlich, diktierte sich selbst strenge Strafen. „Herr General!“ rief er den Alten bonnern. „Da kommen Sie her! Sagen Sie mir, was treiben Sie heute? Schämten Sie sich! Und Sie wollen ein Brigadier sein? Jeder Leutnant würde seine Sache besser machen!“ — „Entschuldigen Erzählens!“ — „Nichts entschuldige ich! Es ist ein Skandal, wie Ihre Brigade heute manövriert! Sie werden vierzehn Tage Hausarrest erhalten, damit Sie Zeit haben, ein bißel Taktik zu studieren.“ Nichts glich W.'s Niedergeschlagenheit nach solch selbst-erteilter Rasse. Er ließ keinen Menschen vor, sperrte sich ein und sah seinen Zimmerorost gewissenhaft ab. Freilich half all dies nicht; der originelle Selbstquäler bekam doch seinen blauen Brief.

* Zur Psychologie der gelben Rasse. Die Entwicklung der politischen Verhältnisse im fernem Osten verleiht einer Reihe von Beobachtungen des französischen Arztes Boreme, der ein guter Kenner der Psychologie der Völker Ostasiens ist, ein besonderes Interesse. Er unterscheidet in der gelben Rasse, sowohl ihren Körperlichen wie ihren geistigen Eigenschaften, nach vier Gruppen: Japaner, Chinesen, Koreaner und Anamiten. Als die am niedrigsten stehende Völkerschaft unter diesen bezeichnet er die Anamiten. Sie ist durch lange Sklaverei völlig demoralisiert, feige, unanständig und ohne Jugendkraftgefühl. Voll niedriger Instinkte, würde der Anamit, zur Nacht gelangt, diele in der lurchtbarsten Weise mißbrauchen. Dabei ist er nicht unintelligent und für die Künste empfänglich. Etwas besser steht es um die Koreaner, aber auch diese zeigen alle Reichen geistigen und körperlichen Verfalls. Ihre Kultur ist ein Mischprodukt japanischer und chinesischer Einflüsse. Einst nahm ihre Zivilisation eine hohe Stufe ein, jetzt ist sie weit zurückgegangen. Die Bevölkerung ist unintelligent und apathisch. Verworren ist ihre — auch sonst den Orientalen eigentümliche — Grausamkeit. Sie bestrafen Diebstahl mit dem Tode und töten bei gewissen Verbrechen auch die Verwandten des Mörders bis ins fünfte Glied. Bemerkenswert ist das Urteil des französischen Arztes über die Japaner, die heute von den Franzosen als Bundesgenossen erachtet werden, die er jedoch nicht besonders hoch einschätzt. Er erkennt ihre Fähigkeiten und Vorzüge, die sie zu den heutigen Lehrmeistern des Ostens gemacht haben, durchaus an. Sie sind mäßig und dem Optimismus nicht ergeben. Der Wille des Japaners ist so geschult, daß er den höchsten moralischen wie körperlichen Schmerz ertragen kann, ohne die Kunst zu verlieren. Herr über sein Gesicht zu bleiben. Auffallend ist auch seine bekannte Anpassungsfähigkeit an die von außen kommenden Kulturgüter. Aber trotzdem spricht ihm Boreme, und das ist der Kernpunkt seiner Ausführungen, jede Originalität ab. Im Gegensatz dazu schätzt er, wie die meisten Chinatenner, von allen Ostasiaten den Chinesen am höchsten und hält ihn für am meisten entwicklungsfähig. Wenn auch das weltliche Leben der Chinesen bis heute stagniert hat, seine philosophischen Anschauungen ihm die Lebendigkeit und Frische seines Geistes geraubt haben und die starre Tradition ihn bis in die letzte Zeit hinein Neuerungen nicht geneigt machten, so bleibt es doch wahr-

scheinlich, daß man in China dereinst die geistige Vormacht und Erzieherin Ostasiens erblicken wird.

Die Küche im Kriege.

(Nachdruck dringend erwünscht.)

Käsesuppe: 2 Eßlöffel Fett, 4 Eßlöffel Mehl, 1/2 Liter Wasser, Salz, 50 Gramm geriebener Käse. Eine kelle Grundsuppe wird 1/4 Stunde gekocht, kurz vor dem Anrichten wird geriebener Käse untergemischt.

Stockfische: Den Stockfisch legt man 30 bis 36 Stunden in einen Topf mit kaltem Wasser, auf dessen Boden man ein Sieb oder einen Teller gelegt hat. Der Fisch muß reichlich mit Wasser bedeckt sein. In dieser Zeit muß das Wasser drei- bis viermal erneuert werden. Vor dem ersten und nach dem zweiten Wässern ist der Stockfisch mit einem Stück Holz stark zu klopfen.

Deutsches Gebet.

„Im Staube lieg' ich vor dir, Herr;
 ich Sünder rufe dich; hilf mir aus meiner Not!
 Du hast geboten: „Liebe deinen Feind!“
 Wie kann ich das?
 Was England uns getan, du weißt es, Herr!
 Der Rache Blut durchfloht mein Herz.“ —
 „Schweh, töricht Kind! Wie kannst du denn
 mit dem vom Daß getriebnen Blut
 ein sichres Ziel für dein Geschick erspähen?
 Wie willst du, deutscher Mann,
 wenn Gut den Arm erzittern läßt,
 so führen dein Bewehr,
 daß Schuß und Pief, daß Stich und Stoß
 den Gegner treffen bis ins Mark?
 Nicht kalten Bluts mit klarem Aug'
 und wage, wenn du hast erwogen! —
 Erzengel Michel! Zeich das Schwert!
 Zerspälle Drog und Schein,
 beschirme treu den deutschen Herd!
 die Rache, die ist mein!“

B.

Büchertisch.

X Gedenkbuch für unsere gefallenen Krieger. Bezeichnet von Kunstmaler Johs. Gehris in Düsseldorf. Ausgabe in Kupfer- und Lithdruck auf Eisenkarton. (Format 40:55 cm). M. 3.—, Ausgabe in Handpressenkupferdruck (Reliogravüre) auf Kupferdruckkarton mit China-Einlage M. 4.—, Verlag von Emil Roth in Wehen. — Dieses Gedenkbuch eignet sich besonders in der großen Ausgabe unter Rahmen als Ehrenmal gefallener Krieger für Ehungshäler, Gotteshäuser, Schulzimmer, Amtsstuben, Vereinslokale, Studentenhäuser, Offiziers- und Unteroffiziers-Kasinos. Es bietet genügend Raum, um die Namen und Taten für mehrere Gefallene einzutragen, und ist so eingerichtet, daß auch das Bild des Gefallenen eingefügt werden kann. Das Kunstblatt ist außerordentlich wirksam, vornehm und würdig, ruhig und sympathisch. Auch die Herstellung auf feinstem Kupferdruckkarton mit China-Einlage in dem besten Verfahren (Handpressenkupferdruck) ist vornehm. Dieses sinnige Gedenkbuch wird sicherlich weiteste Verbreitung finden als Ehrenblatt für gefallene Angehörige sowohl im Familienheim, als auch ganz besonders in den Fällen, wo gefallenen Kameraden, Mitgliedern usw. eine Ehrenmal gestiftet werden soll.

Gleichung-Rätsel.

Was ist das für ein absonderlich Ding:
 Bald ist es mächtig, bald wieder gering;
 Bald ist's von der Schöpfung mit Wasser gefüllt,
 Bald wieder von Seitenraum nur verhält.

In jedem Orchester verübt es Kadau,
 Es ist auch in festlichem Knochenbau,
 Und stets ist es rindlich, doch würde vom Runden,
 Sobald ihm der Kopf fehlt, wohl nichts mehr gefunden.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Leiterrätsels in voriger Nummer.

H	O
E	I
I	S
N	A
R	C
I	H
L	T
G	E
A	H
P	A
C	H
H	E
K	L
L	A
V	N